

<b>Zeitschrift:</b>	Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
<b>Herausgeber:</b>	Verein Saiten
<b>Band:</b>	3 (1996)
<b>Heft:</b>	24
<b>Artikel:</b>	Schwätz wie n amm de Schnabel gwachse n isch : Daten und Fakten zur ENtstehung und ENtwicklung des sanggaller Dialekts
<b>Autor:</b>	Riklin, Adrian
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-885828">https://doi.org/10.5169/seals-885828</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schwätze wie n amm de Schnabel gwachse n isch

## DATEN UND FAKten ZUR ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG DES SANGGALLER DIALEKTES

En hälle Neujahrsmorge lueget zu ale drei Fenschtere n ii. De verschniet Maartplatz isch ganz sonntäglech still. Hüt höört me kei Geissle chlepfe, und es send o nöd s' il' liit oderwäge wie söscht. D'renige, wo me secht, send tunkelgröscht; de Schnee liit uf beide Site vo de frisch pfadete Wäag eso üchli' am e'erni Füess nöd üppi' oppi' höört me n e Tram; s töont dor d Voorfenschter dore no lüsli, wie vo wiit häär. S ichs s'lii' zum luege, wie die rüggen am am Rendermaart kenne de Hüser nochefahred, denn uner de Bömm vom Obschmaart fascht ganz verschwindet, bis si bim Hechtbronne n onne wider zum Vorschii chomed. Dä Grüe vo de Tram ischt di einzig Farb i däre Wält vo Wiiss und Grau mit de schwarzgröschte Lüüite. Aber s Schöönscht send halt d Bömm, die hööche n amerikaansche Lende vom Aaläägli und d Kaschtanie n uf em Maart. Uf de n Äschte liit Schnee, und dezue ane ischt jedes Zwiigli volle Pigg. Das häts i däre n tiischaalte, näblige Nacht ggee. Au d Strüücher im Aaläägli hanged ganz voll. De Himmel ischt grau, aber eso häll, dass me merkt, d Sonn cha gäär nöd so schüli wiit euwäg sii.

AUSSCHNITT AUS: AM ALTE MAARTPLATZ  
Z SANT GALLE, MUNDARTROMAN VON  
FRIDA HILTY-GRÖBLI; VERLAG  
ZOLLIKOFER & CO., ST.GALLEN 1951

**DIE SANGGALLER  
MUNDART GEHÖRT WIE  
DAS SCHWEIZERISCHE  
ÜBERHAUPT ZU DEN  
ALEMANNISCHEN  
MUNDARTEN DES OBER-  
DEUTSCHEN GEBIETS.  
INNERHALB DER  
SCHWEIZ KANN DIESER  
DIALEKT ZU EINER  
NORDOSTLICHEN  
GRUPPE GERECHNET  
WERDEN, WELCHE DIE  
KANTONE SCHAFFHAU-  
SEN, THURGAU, DEN  
GRÖSSTEN TEIL DES  
KANTONS ST.GALLEN  
UND DIE KANTONE  
APPENZELL INNER-  
UND AUSSERHODEN  
UMFASST. AUS DIESER  
LASST SICH DANN DAS  
FLÜRSTENLAND MIT DER  
STADT ST.GALLEN UND  
DER ÖSTLICHE TEIL VOM  
THURGAU ALS MEHR  
ODER WENIGER  
GESCHLOSSENEN GANZES  
AUSSCHEIDEN. LAUT-  
VERSCHIEBLUNGEN  
ZEUGEN DAVON, DASS  
DER DIALEKT EIN  
LEBENDIGES PHÄNOMEN  
IST, WELCHES SICH STETS  
ÄNDERT. NIEMAND  
WEISS, WIE IN HUNDERT  
JAHREN IN ST.GALLEN  
GESPROCHEN WIRD...**

**VON ADRIAN RIKLIN**

Wenn im Jahre 1996 ein junger Flawiler in einer St.Galler Beiz um Zucker bittet, dann wird er wohl nicht gleichzeitig seine Herkunft verraten. Und umgekehrt entpuppt sich ein junger Stadsanggaller in einer Flawiler Kneipe auch nicht mehr aufgrund der Art wie er «Zucker» sagt. Die Lautunterschiede zwischen FürstenländerInnen und OberthurgauerInnen sind heute fast nicht mehr auszumachen. «Freilich war es einmal keineswegs dasselbe, was man innerhalb des Weichbildes der alten Stadtrepublik und was man draussen auf der Landschaft sprach», erklärt Hermann Bauer in seinem Buch *Gad ase*. «Man unterschied sich als Bürger von den fürstäbtischen Untertanen vor den Toren nicht nur politisch-rechtlich und konfessionell, sondern auch sprachlich». Während Bürgerfamilien «Zokker», «Beck», «teenke» oder «Dräck» sagten, sprachen ländlich-katholische Ostschweizer von «Zogger», «Begg», «teengge» oder «Drägg».

Im Verlauf der Zeit und der grösser gewordenen Konzilianz ergab sich ein

einheitlicheres Sanggallertütsch. Heute hört man sowohl von Zogger wie auch von Zokker reden, sofern es nicht schon gut deutsch Zucker heisst. Welcher jugendliche St.Galler redet heute noch von einem «Bomm», «Tromm» oder vom «Moo» über der Stadt?

### **Mundart im Wandel**

1896. Oben in der Metzergasse. «Hondert Gramm Rindsflasch», bestellt ein Kunde. Schon wenige Jahre später, anfangs dieses Jahrhunderts, betreten junge Lehrlinge die Metzgerei und bestellen nicht mehr Rindsflasch, sondern Rindsfleisch: Eine Lautverschiebung.

Wie sich die St.Galler Mundart bezüglich der Lautverschiebungen in diesem Jahrhundert allmählich verändert hat, beschreibt schon Ernst Hausknecht in einem Aufsatz aus dem Jahre 1916. Sagte man im Mittelhochdeutschen noch Fleisch, Leiter, Geist oder Teig, so hörte man im St.Gallen der Jahrhundertwende vor allem Flasch, Latere, Gascht oder Tag. Heute sind die langen a nur noch selten hörbar. Geblieben ist es beispielsweise noch bei «hamm goh» anstelle von «hei goh». Schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stellte Hausknecht ein starkes Eindringen von schriftsprachlichem ei an Stelle vom langen a fest: «Die ästhetische Seite unseres Stadt-St.Gallischen Idioms würdigte ein Westschweizer, dem unsere Mundart als die lieblichste der deutschen Schweiz erschien; auch passte sie vorzüglich zum Charakter der Leute. (...) Für den Westschweizer war offenbar das Vorherrschen der hellen Vokale und das gänzliche Fehlen der überoffenen, «breiten» a, ai und ae ausschlaggebend. Doch dies ist nicht das echte, alte Gewand unserer städtischen Mundart; denn die Sprache der ältern Generation hebt sich durch die offene Lautqualität von der jüngern deutlich ab. Es ist, als ob sich die heute Lebenden der angestammten farbigenen, aber auffälligeren Tracht schämen und das nach der Mode oder besser nach der Schriftsprache zugestutzte Kleid angelegt haben».

Fast achtzig Jahre später schreibt der St.Galler Dichter Christian Mägerle unter dem Titel «Sanggaller» ein lyrisches Plädoyer für den ursprünglichen St.Galler Dialekt: *D Sanggaller, säged vili, / die redet so hell; / ehri a, ehri ä, / die töndet vil z grell. / i wiüche nöd ab, / kei Jota, kei Hoor; / es bestoht denn au kei Verdunkligsgfohr.*

### **Mundart als ethischer und politischer Wert**

Vor dem ersten Weltkrieg bestanden starke Tendenzen zum Hochdeutschen; die öffentliche Kommunikation war in weiten Teilen bereits von der Schriftsprache beherrscht, Philologen errechneten schon die Termine für das Aussterben der Mundarten. Die beiden Weltkriege aber liessen in der Schweiz eine «geistige Landesverteidigung» gegen das Deutsche wachsen, eine «Schwyzer-Schproch-Bewegig» förderte die Mundart, sodass noch heute das Hochdeutsche für viele Schweizer als Fremdsprache empfunden wird.

1936, drei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg, schreibt Hans Hilti in seinem Geleitwort zur Mundartlieder-Sammlung *Chomm mit, mer wend üs freue*: «Während lange Zeit in gewissen Kreisen von der Zerstörung und Auflösung der Mundarten gesprochen und ihr baldiger Untergang vorausgesagt worden ist, glaubt man heute wieder an die Lebenskraft unserer Volkssprache und schätzt ihren ethischen und politischen Wert wieder höher ein». Otto von Geyrer sah in der Mundart «eines der gegebenen Mittel zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit nach aussen und des demokratischen Geistes im Innern. Wenn wir die Gefahr der sprachlichen Verarmung und der geistigen Überfremdung bannen wollen, müssen wir auch etwas tun». Auf unseren Willen käme es an, auf unsere Bereitschaft, das was unser eigen und uns teuer sei, zu verteidigen. An den Gebildeten liege es, mit dem Beispiel der Sprachachtung und -pflege voranzugehen und an der Lehrerschaft, dem natürlichen Sprachgefühl der Kinder mit Liebe zu begegnen.

Ein Jahr später, 1937, legt Hans Hilti, Vater des inzwischen verstorbenen St.Galler Schriftstellers Hans Rudolf Hilti und verheiratet mit der Dialektdichterin und Künstlerin Frida Hilti-Gröbly, eine Mundartlieder-Sammlung vor: *Chomm mit üs go singe*, mit Vertonungen von Ostschweizer Komponisten wie Paul Baumgartner, Max Haefelin, Siegfried F. Müller, Paul Schmalz und anderen.

### **Mundart als Antinazisymptom**

«Im Anfang war das Wort oder doch der Laut», notiert Georg Thürer in seiner 1944 im Huber Schweizer Spiegel Verlag Zürich erschienenen Schrift *Wesen und Würde der Mundart*. «Die Sprache war jahrtausendlang hörbar, ehe sie in der Schrift sichtbar wurde. Sprechen konnte jeder

der Rütimänner, schreiben war den meisten unvertraut. Sie gaben sich das Wort, nicht die Unterschrift. Die Bundesbriefe schrieb man zum Verlesen und Anhören. Sie wurden schweizerdeutsch beraten und seit 1315 in einem Deutsch abgefasst, dem man den mundartlichen Tonfall anhört. Erst ein Menschenalter nach Ulrich Zwingli entschied sich das oberdeutsche Sprachgebiet in Kirchen und Kanzleien für das aus dem Mitteldeutschen hervorgegangene Neuhochdeutsch Luthers. Seither gerieten die oberdeutschen Mundarten, die auf dem mittelhochdeutschen, zum Teil sogar auf dem althochdeutschen Lautstand verblieben waren, ins Hintertreffen. Das verunmöglichte in der Schweiz im guten wie im schlechten die Bildung einer eigenen schweizerdeutschen Schriftsprache».

Dass Georg Thürer sich gerade 1944 so leidenschaftlich für die Pflege der Mundart einsetzte, verwundert nicht – der gebürtige Glarner, seit Jahrzehnten im St. Gallischen wohnhaft und lange Zeit an der hiesigen Hochschule unterrichtend, gehörte zu einer Gruppe von Intellektuellen, die sich vehement für die Schweizer Mundarten einsetzten – als Widerstand gegen den Sprachimperialismus der Nationalsozialisten. Thürer glaubte außerdem, «dass die Volksherrschaft mit ihrem Pressewesen die ursprüngliche Volkssprache gefährdet, denn viele Begriffe und Wendungen der Zeitungsspalten fließen in die Volkssprache ein und verwässern sie. Daher sind die meisten Politiker vom Gemeinderat von Hintermonden bis hinauf zu hohen Räten zu Bern Sprachpanscher wider Willen. Sie betonen die Schriftsprache mundartlich und durchsetzen die mundartliche Rede mit hochdeutschen Brocken».

## Hochblüte der Mundartlyrik

Die dreissiger und vierziger Jahre: Eine Hochblüte der Mundart-Lyrik. Liebvolle, wehmütige, heimatliche und feinfühlige Texte entstanden zu Hauf. Auffallend dabei: Die Mundart-Lyrik und auch -prosa dieser Zeit war eine eindeutige Frauendomäne: Frida Hilty-Gröbly, Clara Wettach, Liseli Müller, Dora F. Ryttmeyer, Klara Müller, Lina Locher, Bertha Hagger, Dora Pupikofler, Emmy Pfändler, Luisa Hinder oder Hanna Engler – Namen von Sanggallerinnen, die mit ihren Gedichten, Sprüchen, Liedtexten oder Geschichten bewiesen haben, wie farbig, gefühlvoll und sinnlich Mundartlyrik sein kann.

Lokalpatriotismus sanggallischer Prägung hin oder her – für die Deut-

schen gelten die nordostschweizerischen Mundarten noch immer als die am ehesten verständlichen Schweizer Dialekte. Eine Tatsache, die Hermann Bauer, der grössten St.Galler Mundart-Feldforscher aller Zeiten, in seinem Buch *Gad ase – ein Sanggaller Lesebuch*, zu folgender Einleitung bewog: «Mit unserer Mundart ist es so eine Sache! Meint ein Deutscher, er versteht sie am besten von allen Schweizer Mundarten, weil sie in seinen Ohren am normalsten tönt, weil sie ihrem Lautstand nach dem Hochdeutschen am nächsten steht, so ist das für manche Schweizer Grund zum Verdacht, wir sprächen ja schon «halb hochtütisch». Sagt ein Welscher, das St.Galler Idiom dünkt ihn das feinste und zierlichste, so wird das wiederum zum Anlass, uns wegen der hellen (grellen) Aussprache und der fehlenden überoffenen a, ai und ä wegen für weniger urchig und fast ein bisschen überfeinert und farblos zu halten. Uns selbst aber beschleicht deswegen hin und wieder das Gefühl, es müsse ja schon etwas kurios sein an der Art und Weise, wie uns der Schnabel gewachsen ist und wie wir ihn betätigen. Und sind wir einmal unter lauter nichtsanktgallischen Eidgenossen und werden dabei unserer oder der Gäle eines Landsmanns gewahr, so sagen wir uns: Wills Gott, s hät oppis!»

Und doch: Minderwertigkeitsgefühle sind für Hermann Bauer deplatziert. Auf was kommt es an im Umgang mit unserer Mundart? «Verzicht auf unnötige schriftdeutsche Anpassungen; sich stets erinnern, ob es dafür keinen Dialektausdruck gibt; nicht schriftdeutsche Lautgebung übernehmen, wo wir eigene haben, also beispielsweise nicht Zucker, sondern Zocker oder Zogger, nicht rund, sondern rond, nicht gsund, sondern gsond sagen und wo immer möglich bloss modische Fremdwörter meiden (effektiv!). Der Art, wie uns Sanggallern der Schnabel gewachsen ist, treu bleiben, bedeutet nicht «nööchberle», weder «uf Zöri abe» noch in Richtung Bundesrepublikanien und schon gar nicht in Richtung überhandnehmender Anglisierung unserer Sprache. Hier erfüllen Elternhaus und Schule tatsächlich eine wichtige Aufgabe. Hier sollte aber auch jeder erwachsene Sanggaller sich selbst und seiner Sprache gegenüber eine Verpflichtung fühlen und Manns bzw. «Fraus» genug sein, zu einer angestammten Mundart zu stehen», schreibt Bauer in einem Beitrag für das Jahrbuch *Gallusstadt* von 1980.

AUS «WAS'S LEBE ORI  
VON LISELI MÜLLER; IN HANS HILTY'S  
«HOMM MIT,  
MER WEND ÜS FREUET» 1936

## Anglisierte Mundart?

Und heute? Hermann Bauers Mahnworte vor der «überhandnehmenden Anglisierung unserer Sprache» stammen aus dem Jahre 1980. Seither hat sich der «Eroberungzug» der englischen Sprache via elektronische Medien weiter fortgesetzt. Goofe sind Kids, s Läbe isch häwi, und wenn wir uns entschuldigen, sagen wir «sorry». Ein kurzes «Hei» hauchen wir uns zur Begrüssung, den Tschop erledigen wir iisi, und Snoubordfahre isch kuhl. Der Wortschatz der «hütige Juged» besteht auch in St. Gallen aus immer mehr englischen oder zumindest aus dem Englischen stammenden Begriffen. Und wenn sich auch St.Gallen zu einer multikulturellen Gesellschaft entwickeln würde, dann werden wohl bald auch Ausdrücke aus anderen Sprachen in den Sanggaller Dialekt einfließen. So dürfen wir gespannt sein auf weitere Lautverschiebungen und multikulturelle Wortkombinationen. Altes wird sich auflösen oder bis zur Unkenntlichkeit verändern, Neues aber auch entstehen – die Sprache bleibt lebendig. Wer weiss: Vielleicht gehen sich unsere Urenkel ja weder auf den Gascht noch auf den Geist, sondern auf den Goust...

### Quellen:

«*Gad ase*» von Hermann Bauer; Ophir Verlag St.Gallen, 1993. – «*Dtv-Atlas zur deutschen Sprache*» dtv-Verlag, 1978. – «*Mein St.Gallen*» von Richard Butz, Verlagsgemeinschaft St.Gallen, 1994. – «*Wesen und Würde der Mundart*» von Georg Thürer, Huber Schweizer Spiegel Verlag, 1994.

Du hetsch nöd söle vo mer go.

Jetz líg í z' Nacht so traurig doo.

weíss keíß wíe-n-í verloore bí –  
ísch mer,

chönt gstorbe sii.

I los í d' Nacht,

's föörcht mer fascht.

Es freut mí nünt.

Schwerí Lascht

em Herz,

en Steí –

und

## Dialektos

NBT»  
Dialekt stammt aus dem Griechischen *dialektos* und heisst die Unterredung, dann die Art des Redens, die Redeweise. Das Wort wurde in gleicher Form ins Lateinische übernommen. Bei Sueton ist von *dialectos doris*, dem dorischen Dialekt, die Rede. Gemeint waren die verschiedenen landschaftlich geprägten Varianten des Griechischen. Das griechisch-lateinische Wort wurde nachweisbar bei Spee (1634) in der Vorrede zur «Trutznachtigall» im Deutschen gebraucht.

## Schwizertütsch

Das Schweizerdeutsche ist keine einheitliche Sprache, sondern setzt sich aus vielen regionalen Untermundarten alemannischer Prägung zusammen. Diese werden in Stadt und Land, hinauf bis in die höchsten sozialen Schichten gesprochen.

Das Schweizerdeutsche ist nicht nur regional, sondern auch sozial gegliedert. Berühmt waren die Verhältnisse in Bern: da gab es ein Patrizierberndeutsch, das sich durch eine besondere Nähe zum Französischen auszeichnete; darunter stand die Sprache des altein-gesessenen Bürgertums, die an archai-sierenden Formen reich war; die Zuge-wanderten sprachen eine den umliegenden Landmundarten ver-pflichtete Sprache. Eine besondere Stel-lung nahm die Sprache der Industriear-beiterschaft ein, das «Mattenenglisch», durchsetzt mit Wörtern aus der deut-schen Gaunersprache.

Der übrige hochdeutsche Sprachraum steht im Gebrauch der Mundart zwischen dem extremen Niederdeutsch und Schweizerdeutsch. Mundart und Hochsprache sind soziologisch wie sprachlich nicht so weit voneinander entfernt.

## Vom Althoch-deutschen zur Mundart

Althochdeutsch wird jene Schreibsprache genannt, die zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert in der Überliefe- rung auftaucht und einen gewissen Stand der 2. Lautverschiebung zeigt. Mit dem Werk von Notker Labeo von St.Gallen (1022 gestorben) ist die Zeit, in der Althochdeutsch geschrieben wird, im wesentlichen vorbei. In der Mitte des 11. Jahrhunderts setzen erst wieder langsam schriftliche Aufzeichnungen deutscher Sprache ein, die man «frühmittelhochdeutsch», nach 1150 «mittelhochdeutsch» nennt. Dieses neu entwickelte Graphemsystem berück-sichtigt Sprachwandlungen, die – in den verschiedenen Dialekten verschie-den stark – oft schon in (spät-)althoch-deutscher Zeit sich vollzogen hatten.

Solange die neuhochdeutsche Schriftsprache nur Schreibsprache war, bestand kein Anlass, Dialekte zu erfor-schen und aufzuzeichnen. Wenn die Sprachforscher des 16./17. Jahrhun-derts sich mit der Mundart beschäfti-ten, dann mit den Problemen, die gesprochene Sprache im Gegensatz zu geschriebener bot. Das Wort «Mundart» selbst ist 1640 bei Zesen zuerst belegt; die Bildung betont den gesprochenen Aspekt dieser Sprach-form und nicht den regionalen, wie es heute der Fall ist. Übrigens ist die künstliche Bildung «Mundart» ein Gelehrtenwort geblieben. Das Wort der Mundartsprecher heisst «Dialekt» (süddeutsch) oder «Platt» (nord-deutsch).

Die eigentliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Mundart begann im 19. Jahrhundert im Rahmen der Erforschung der Sprachgeschichte und historischen Grammatik des Deut-schen. Man entdeckte die Dialekte als eigenständiges Gebilde, im Gegensatz zur Hochsprache, als das Ergebnis einer kontinuierlichen organischen Entwicklung. Eine neue Stufe der wis-senschaftlichen Erforschung der Dia-lekte beginnt zu dem Zeitpunkt, da die Phonetik das Rüstzeug für adäquate Beschreibung der Laute zur Verfügung stellt und auch Schattierungen eines Lautes noch kennzeichnen kann.